

Experimente - für wen? : Internationale Bauausstellung Berlin 1987, eine vorläufige Bilanz

Autor(en): **Ullmann, Gerhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **75 (1988)**

Heft 4: **Entwerfen mit Bauteilen = Projeter par éléments = Designing with Elements**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-56991>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Experimente – für wen?

Internationale Bauausstellung Berlin 1987, eine vorläufige Bilanz

Wie immer man zur (inzwischen siebenjährigen) IBA stehen mag, seit ihrer Gründung als unabhängige Gesellschaft ist sie ein risikoreiches und mutiges Unternehmen, das von Anfang an in Konflikt mit der Behörde lag; denn die Probleme, die zu bewältigen sind, liegen von Tegel über Tiergarten und südliche Friedrichstadt bis in den Osten Kreuzbergs verstreut. «Die kritische Rekonstruktion der Stadt» unter der Leitung von J. P. Kleihus und die «Zwölf Grundsätze» von H. W. Hämer zur Sanierung Kreuzbergs verdeutlichen die beiden Pole, zwischen denen die IBA pendelt. Stadtreparatur contra Baukunst, das war ein Fanal, das der IBA zunächst Sympathie einbrachte und sie zugleich in zwei Fraktionen teilte: die Neubau-IBA, die sich zum Ziel gesetzt hat, den ramponierten Stadtgrundriss der südlichen Friedrichstadt durch einen Katalog gezielter Einzelmassnahmen wiederherzustellen und in dem Amerikaner Peter Eisenman, dem Italiener Aldo Rossi und dem Österreicher Raimund Abraham ihre herausragenden Protagonisten besitzt, und daneben die Altbau-IBA, die unter der Regie von H. W. Hämer versucht, die «Zwölf Grundsätze» einer behutsamen Stadterneuerung schrittweise in Kreuzberg umzusetzen. H. W. Hämers Essential: «Die Erneuerung muss mit den jetzigen Bewohnern und Gewerbetreibenden geplant und – substanzhaltend – realisiert werden.» Ziel der Strategie: statt teure Modernisierung preiswerte Wohnungen im mittleren und unteren Standard. Das Ziel hiess: kritische Rekonstruktion der Stadtgrundrisse und Stadtreparatur der Innenstadt. In dieser unterschiedlichen Zielsetzung war zugleich der Konflikt zwischen Alt- und Neubau-IBA angelegt.

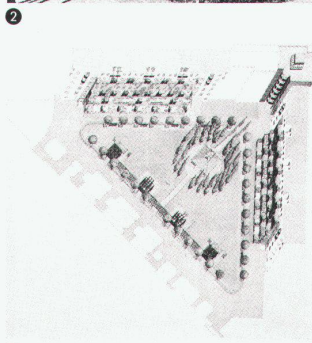
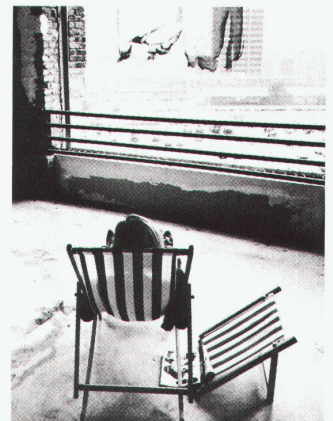
Die IBA selbst schraubte die Erwartungen hoch: Seminare, Sommerakademien und Wettbewerbspublikationen bildeten ein anspruchsvolles Rahmenprogramm: Die Ideen standen auf dem Prüfstand. Was jedoch noch folgenreicher war: Die IBA verspielte einen Teil ihres Kredites durch Unachtsamkeit und Leichtsinn; ausländische Architekten konnten ihre kollegialen Verbindlichkeiten in der Doppelrolle als Juroren

und dann als Wettbewerbssteilnehmer beweisen. Kosmopolitisch orientiert und mit den grossen Baustellen der Welt vertraut, übten sich die zwischen Mailand und Tokio, zwischen New York und Los Angeles fliegenden Architekturstars im Collagieren von Fassaden und gestalteten – wie der Japaner Isozaki – weit über das ästhetisch Notwendige hinaus einen einfachen Wohnblock zu einem Pageienkäfig.

Sehnsüchte anderer Art beschäftigen den Amerikaner Charles Moore in Tegel. Um die 351 Wohnungen am Tegeler Hafen legt Charles Moore eine pastellige, vornehm gegliederte Fassade, die mehr Wohnresidenz denn Wohnanlage ist und Park und See in die Räume einbezieht. Wie auf einer Freilichtbühne werden die Elemente sorgfältig in das Bild hineinkomponiert – um den Traum vom besseren Wohnen dingfest zu machen. Felsblöcke markieren einen künstlichen Bach, in dem kein Wasser fliesst, steinerne Bänke haben die Kühle von Gedenkstätten, und der feierliche Aufstieg zur Balkonterrasse lässt vermuten, dass es dem Architekten um die Kulisse einer Gralsburg geht. Heimat – so stellt man nach einem Rundgang durch die Möbelburgen fest – beginnt dort, wo der Mensch die Enge seiner Umgebung wieder liebt.

Eine entschieden expressivere Vorstellung vom Genius loci entwickelte das Architekthehepaar Hinrich und Inken Baller. Ihre zwei Torbogenhäuser am Kreuzberger Fraenkelufer sind mit den weit schwingenden Balkontakelagen zu auffallend, als dass man achtlos daran vorbeigehen könnte, zu manieriert, um als reines Kunstereignis widerspruchlos hingenommen zu werden. Der Swing der Alternativszene aus den späten 60er Jahren geistert durch die Räume, die wenig Türen, kaum Ecken, dagegen fließende Grundrisse und weiche Formen haben. Die scheinbare Grosszügigkeit des Grundrisses beruht auf einem Trick: Die Architekten legten Funktionsbereiche wie Küche und Wohnzimmer zusammen und verzichteten weitgehend auf abgetrennte Flure. Doch Grundrisse ohne feste räumliche Bezugspunkte fordern vom Mieter ein hohes Mass an Mobilität, um seine Möbel zu verankern.

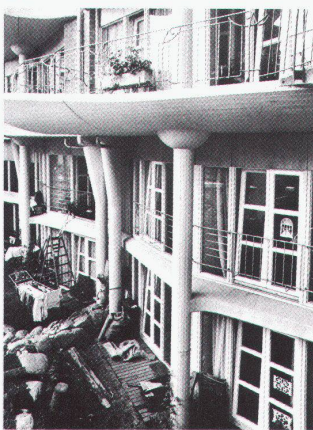
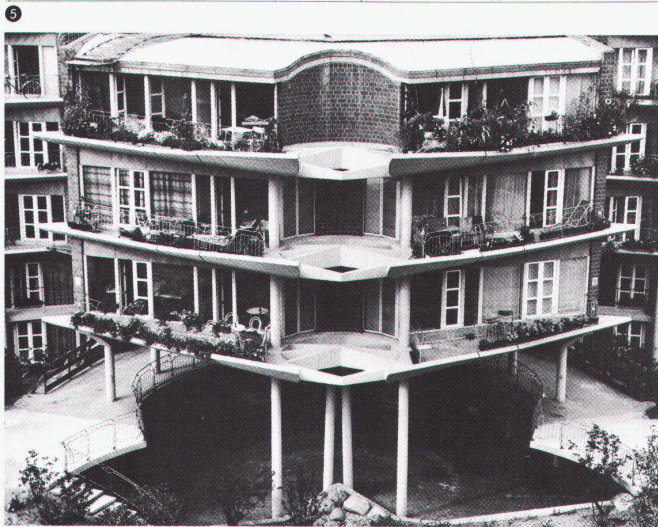
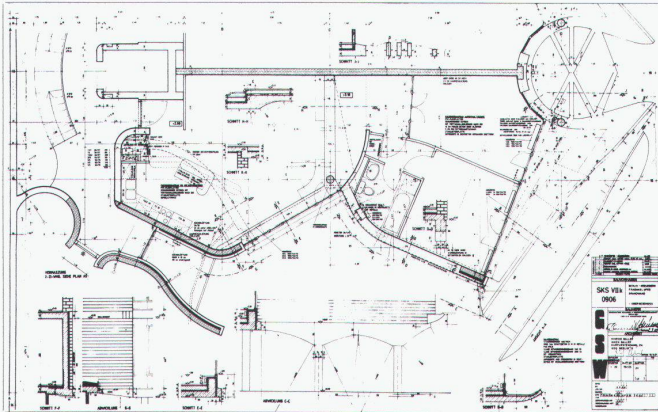
Wenn Architektenstars aus aller Welt sich um effektvolle Selbstdarstellung bemühen, dann wird die Stadt zum Verlierer. Dem Überangebot an artifiziellen Zeichnungen und



1 2 3
Wohnüberbauung an der Reichenbergstrasse, Architekt: W. Holzbauer

4
Ausstellung der IBA, «Bilanz», 1987, im Merkurhaus

5 6 7
Wohnüberbauung am Fraenkelufer, Architekten H. und I. Baller



Funktionen wie Essen, Schlafen und Wohnen vernachlässigt.

Verstand es in den 20er Jahren Bruno Taut, mit seiner Siedlung in Britz in überzeugender Weise das Gemeinsame des Wohnens in einem Hufeisen auszudrücken, so sind heute typologische Spielereien mit Stadtbaufiguren en vogue. Bestimmen im 19. Jahrhundert geschlossene Häuserblocks, lange Strassenfluchten und enge Hinterhöfe ganze Stadtbezirke Berlins, so ist es heute das Ziel, mit einem differenzierten Formenrepertoire die beschädigten Konturen alter Stadtgrundrisse wieder zu schliessen. Dass der Block nicht nur ein architektonischer Baustein in einem innerstädtischen Puzzlespiel ist, dass seine Bedeutung vielmehr in der Formulierung öffentlicher und halböffentlicher Räume liegt, das haben nur wenige Architekten erkannt: Der Wiener Wilhelm Holzbauer kontrastiert die sehr grobe, abweisende Strassenfront an der Reichenbergerstrasse in Kreuzberg mit einer terrassenartig gegliederten, dem städtebaulichen Massstab der 20er Jahre verpflichteten Hofseite; ein Wohnblock, der an die frühen Genossenschaftsbauten des «Roten Wien» erinnert. Die über 100 Wohnungen, die vom Maisonnet-

tetyp bis zur 5-Zimmer-Wohnung reichen, werden zur Hofseite in einem dreigeschossigen Rhythmus von offenen Balkonen und geschlossenen Fensterfronten zusammengefasst und betonen in ihrer strengen Gliederung die alte genossenschaftliche Idee vom gemeinschaftlichen Wohnen.

Mit der bürgerlichen Form der Stadtvilla experimentierte weniger erfolgreich der Luxemburger Rob Krier. Seine drei Stadtvillen an der Rauchstrasse, direkt am Tiergarten gelegen, mussten aus Rentabilitätsgründen eine Verkleinerung der Grundfläche von 25×25 m auf 21,5×21,5 m hinnehmen – und statt der geplanten vier Wohnungen wurden fünf in einen Block gepresst. Grossbürgerlicher Zuschnitt der Fassaden, kleinbürgerliche Enge im Grundriss, dazu idyllisch vorgelagerte Gärten: ein Gegensatz von Inhalt und Form, aber auch eine Camouflage auf den öffentlichen Raum, der im Schatten der einstmals grossbürgerlichen Villa die Idylle des Kleinbürgers trägt.

Von den vielen Wohnungen in der südlichen Friedrichstadt ist Hermann Hertzbergers Wagenburg am wohllichsten. 48 Wohnungen über drei Geschosse fügen sich zu einem Halbkreis zusammen, wobei die sieben Durchgänge zum Hof – ähnlich Gelenkpunkten – das Halbrund der Wohnanlage mit weitgespannten, geräumigen Balkonen verklammern.

Der holländische Architekt findet mit seiner klaren, funktionalen Gliederung das angemessene Verhältnis von Nähe und Distanz, das richtige Mass für ein nachbarschaftliches Wohnen; der Innenhof ist das verbindende Zentrum, in dem sich die Hausgemeinschaft trifft. Architektur lebt auch aus dem Detail; das lichte Treppenhaus mit der schwingenden Stahlkonstruktion, die weissen Putzflächen, der Rhythmus von geschlossenen und offenen Balkonen: es ist die Idee einer Wohngemeinschaft, die über Arbeit zur Nachbarschaft gelangt, es ist das Sichtbarmachen von Lebensformen, die anderen – architektonisch anspruchsvolleren – Objekten manchmal fehlen.

Dem Wohnregal in der Kreuzberger Admiralstrasse blieb der architektonische Erfolg versagt. Lange Zeit von Sympathie begleitet und sogar als Modellfall für Selbsthilfe gedacht, ist das Ergebnis für Architekten wie für Genossenschaftler unbefriedigend. «Vom Regal zum Lager» – so haben die Bewohner in einem Wortspiel ihre Enttäuschung

zusammengefasst. Gewiss, die kantige, harte Aluminiumfassade ähnelt in ihrer Starrheit eher einer Selbstschutzanlage und verfälscht das Bild genossenschaftlichen Wohnens. Doch der eigentliche Konflikt: Die technischen Möglichkeiten und die Planung waren mit den organisatorischen und handwerklichen Fähigkeiten der Bewohner nur ungenügend abgestimmt, so dass es zu organisatorischen Pannen, zu Zeitüberschreitungen und Mehrkosten kam. Verfolgten die drei Architekten Kjell Nylund, Christof Puttfarcken und Peter Stürzebecher das Ziel, den stufenweisen Innenausbau durch eine hohe Selbstbeteiligung der Bewohner zu erreichen, so veränderte die ökonomisch zunehmend angespanntere Situation die geplante Bauabwicklung. Der Preis für die gewonnene Wohnfreiheit lag bei den zwölf Wohnungen mit 14000 Stunden Eigenleistung viel zu hoch; noch steht die finanzielle Regelung der entstandenen Mehrkosten aus. Ist das Wohnregal ein misslungenes Experiment – oder vielleicht doch ein zufriedenstellender Einzelversuch, an dem nur die Optimisten scheiterten?

Das vielleicht schwierigste und sozial riskanteste Experiment von Altbausanierung vollbrachten zwei Berliner Architekten: Mike Mott und Harald Schöning. Ihr Ziel: das stark beschädigte Thomas-Weissbecker-Haus in der südlichen Friedrichstadt als dauerhafte Wohnstätte für junge Trebegänger auszubauen und den Jugendlichen durch eine handwerkliche Ausbildung zugleich soziale Stabilität zu vermitteln. Vier Gemeinschaftswohnungen, zwei Werkstätten, ein Café und ein Büro: das scheint auf den ersten Blick wenig und ist doch eine bemerkenswerte soziale Leistung, die man nicht nach Architekturkriterien bewerten kann. Was die IBA programmatisch verkündete, neue soziale Modelle für alternative Wohn- und Lebensformen zu entwickeln, dies wurde im Thomas-Weissbecker-Haus in mühevoller Kleinarbeit erreicht. Gewiss, innerhalb der etablierten Architekturszene ist dieser Torso mit seinen grossflächigen Wandbildern ein singuläres Beispiel für Solidarität und Protest, ein unübersehbarer Widerspruch, der für die vielen noch uneingelösten Sozialutopien der IBA steht.

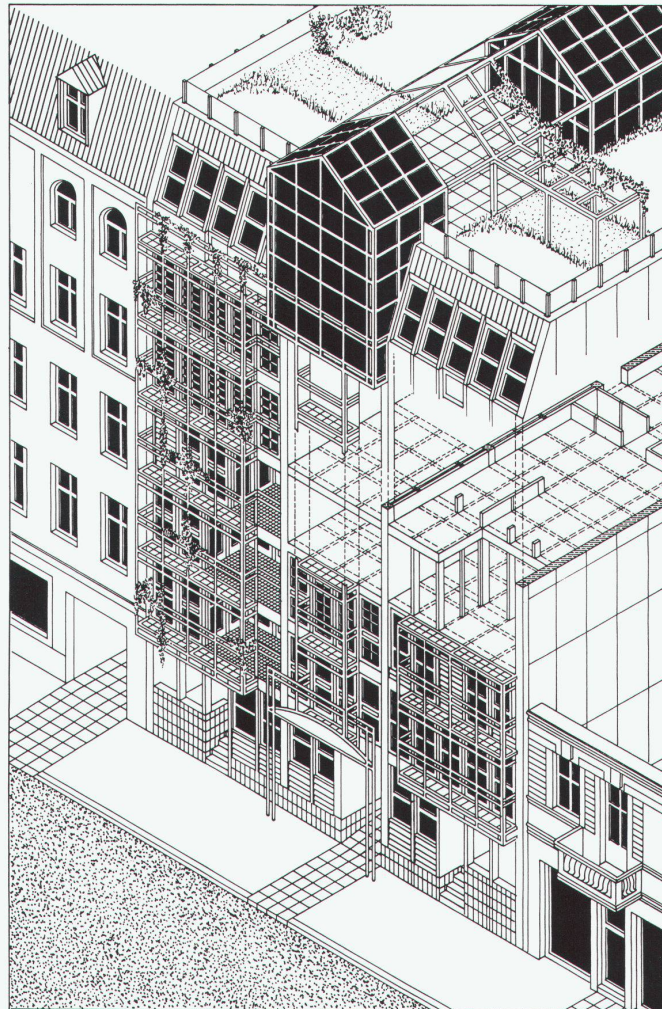
Neben den spektakulären Schauplätzen der Strassenfronten, Ecken und Plätzen gibt es eine Rückseite der IBA: es ist die Umnutzung von Fabrikgebäuden in Wohnungen – wie



8



9



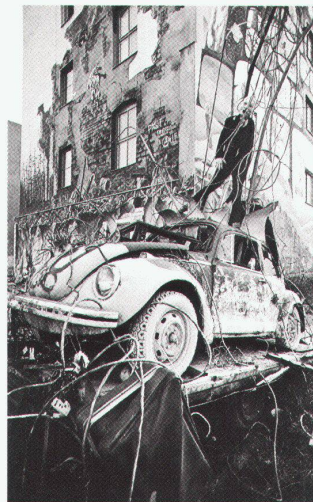
10



11



12



13

es der Berliner Architekt Reinhard Schmock in einer durchdachten Konzeption in der Oranienstrasse praktizierte –, es ist die Begrünung von Höfen, die Verbesserung der städtischen Infrastruktur: eine notwendige Reparatur, die kaum Schlagzeilen produziert.

Von der kritischen Rekonstruktion zur geistigen Restauration: Seitdem die geistesgeschichtliche Bewertung der Form in der Architektur wieder an Einfluss gewinnt und die Bindungen an die sozialgeschichtlichen Fundamente lockerer werden, taucht der Künstlerarchitekt als Wiederverkäufer des Historischen auf. «Idee – Prozess – Ergebnis» – so hieß eine Ausstellung der IBA im Martin-Gropius-Bau. Mit dieser thematischen Ausrichtung knüpfte J. P. Kleihus an die Tradition des deutschen Idealismus an. Verwiesen in den 70er Jahren die Architekten auf die Aussagen der Soziologen, um ihre Standards ideologisch zu untermauern, so ist es heute der eigene Genius, der aus den Arbeiten spricht. Nicht zuletzt aus diesem wiedererwachten Selbstbewusstsein ist das Verhältnis Bauherr – Architekt komplizierter geworden. Das Fehlen von gesellschaftlicher Utopie ist die eigentliche Krise der IBA, die, aus Einsicht in die Verhältnisse bescheidener geworden, sich zunehmend an kleinbürgerlichen Normen orientiert.

Wo die politische und soziale Bereitschaft zu solch einer Konsensbildung fehlt, werden auch Soziologen den Kommunikationsschwierigkeiten nicht abhelfen können. Eine Werkstatt für die Zukunft oder eine Reparaturstation für den Hausgebrauch: die IBA weiss, dass hier ein brisantes Problem für die Zukunft liegt.

Gerhard Ullmann

8 Stadtvillen an der Rauchstrasse, Architekt: R. Krier

9 Wagenburg in der südlichen Friedrichstadt, Architekt: H. Hertzberger

10 Wohnregal, Admiralstrasse, Architekten: K. Nylund, Ch. Puttfarcken, P. Stürze

11 12 13 Sanierung Weissbeckerhaus, Architekten: M. Mott und H. Schöning

Fotos: G. Ullmann